

Wirtschaft

Was Nile besser macht

Textilindustrie Gar keine oder leere Versprechungen: Modefirmen zahlen ihren Näherinnen oft keinen fairen Lohn, wie eine Studie der Organisation Public Eye zeigt. Mit einer schönen Ausnahme aus Sutz: Nile.

Manuela Schnyder

Es ist hell. Durch die langgezogene grosse Fensterfront auf der linken Seite strahlt Sonnenlicht in den grossen Raum. Auf den weissen Regalen stehen aneinandergereiht grüne Pflanzen. Gepflegt und sauber sieht es aus. Grosszügig trennen die halbhohe Regale die Arbeitsplätze der Näherinnen und Weber räumlich etwas ab, fast wie in einem Büro. Von zusammengepferchten Arbeiterinnen in alten Fabrikhallen kann in dieser chinesischen Textilmanufaktur keine Rede sein. Und genau hier wird ein Teil der Kleider der Modemarke Nile genäht.

Das Label vom Bielersee hat sich faire Arbeitsbedingungen nachweislich auf die Fahne geschrieben. Das zeigt die kürzlich erschienene Studie von Public Eye (siehe Infobox). Die NGO befragte 45 Modefirmen nach der Entlohnung ihrer in der Kleiderherstellung tätigen Arbeiterinnen. Darunter H&M, C&A, Tchibo, Tally Weijl oder Zalando – mit «katastrophalem» Ergebnis: Nur zwei Firmen können nachweisen, dass sie einem Teil der Arbeiterinnen einen Existenzlohn bezahlt. Dazu gehört die Luxusmarke Gucci, die mindestens einem Viertel ihrer Näherinnen einen fairen bezahlt und Nile, bei der die Hälfte der Arbeiterinnen in den Produktionsstätten einen existenzsichernden Lohn erhalten.

Fünf-Stufen-Konzept

«Vielleicht waren wir sogar etwas streng mit uns», sagt der junge Nile-Chef Marc Willy zur Studie. Er habe nur die Fabriken gezählt, in denen gänzlich alle Arbeiterinnen einen Existenzlohn erhielten. Eigentlich wären es vielleicht 70 bis 80 Prozent der in der Nile-Produktion in-



Ist sich nicht zu schade: Chef Marc Willy hat vier Tage in einer chinesischen Fabrik gearbeitet. MATTHIAS KÄSER

volvierten Personen, sagt der 33-Jährige, der seit vier Jahren die Geschicke der Modefirma leitet.

Dass nicht alle Näherinnen die gleichen Löhne erhalten, liegt laut Willy an der Verhandlungsposition. So produzieren einige Lieferanten für mehrere Modefirmen, andere wiederum nur für Nile. Dort, wo nur oder zu einem grossen Teil Kleider für das Unternehmen hergestellt wird, könnte Nile ihre Bedingungen leichter durchsetzen, erklärt er. Auch, weil sie im Gegensatz zu anderen Modelabels langjährige Beziehungen pflegen und nicht preisbedingt stetig die Fabriken wechseln. «Das garantiert den Lieferanten stabile Aufträge, worauf sie im Gegenzug unsere Bedingungen akzeptieren», erklärt der Chef. Und die sind strikt, wie sich

zeigt. Das von Willy bereits 2013 erarbeitete Fünf-Stufen-Konzept geht nämlich weit über die von NGOs geforderten Mindestbedingungen hinaus. Demnach werden Lieferanten, die nicht von einer Prüfungsfirma wie BSCI, Fair Wear Foundation oder ISO zertifiziert sind, nicht berücksichtigt. Dann bestellt Nile die Berichte der Prüfungsagenturen und kontrolliert die Bewertungen. «Auch wenn sie zertifiziert sind, wollen wir wissen, in welchen Bereichen sie relativ schlechter abschneiden, nicht nur hinsichtlich der Arbeitsbedingungen, auch was die Nachhaltigkeit angeht.»

Weiter geht es mit einem internen Formular. So müssen die Produzenten transparent machen, welche Fabrik, wann und wo die einzelnen Arbeitsschritte aus-

führt, welchen Lohn und welche Sozialversicherung die beteiligten Arbeiterinnen erhalten und wie viel des verlangten Preises an die Arbeiterinnen geht.

Auf einer Liste zeigt der Betriebswirtschaftler die Lieferkette einer Jeans. Da steht, welche Zertifizierung die Baumwolle hat, von wo sie kommt, auch welche Spinnerei sie verarbeitet, wer sie färbt und wie sie das Wasser reinigt, wer die Jeans wäscht und wer sie näht. Doch die Namen der Fabriken sind geschwärzt. «Das muss ich tun», erklärt Willy. «Wegen des Geschäftsgeheimnisses.» So gibt es in der neuen Kollektion zum Beispiel eine ultrafeine Denim-Jeans, fast so dünn wie ein Seidenschal. Eine solche Jeans herzustellen, sei nicht einfach. Geeignete Produzenten zu finden koste Zeit und Recherche.

Zur NGO-Studie

- Public Eye hat 45 Modefirmen befragt: **Nur zwei Firmen** (Gucci, Nile) können belegen, dass sie einem Teil der Beschäftigten in der Produktion **einen Existenzlohn zahlen**.
- Der Existenzlohn gilt als Lohn, der in einer max. 48-Stunden-Arbeitswoche erwirtschaftet wird, die **Grundbedürfnisse einer vierköpfigen Familie deckt und ein frei verfügbares Einkommen übriglässt**, das mind. 10 Prozent des Geldbedarfs zur Deckung der Grundbedürfnisse entspricht.
- Der Firmenvergleich zeigt auch **Unterschiede bei den Zwischenschritten: Einige Marken sind weiter als andere.** *msd*

Die Studie finden Sie unter www.bielertagblatt.ch/nile

Würde er die Fabriken bekannt machen, so gäbe es vielleicht Nachahmer.

Im oberen Preissegment

Kontrolliert werden die Informationen auf der Lieferkette von Nile-Mitarbeitenden vor Ort. Fünf Personen arbeiteten im Büro in Shanghai und würden regelmässig bei den Fabriken vorbeigehen, sagt Willy. Zudem hängt in den Fabriken ein Zettel mit der Telefonnummer des Shanghai-Büros. So können die Arbeiterinnen und Arbeiter sich melden, falls sie mit den Arbeitsbedingungen nicht zufrieden sind.

Dass alle diese Bemühungen nicht gratis sind, liegt auf der Hand. «Unsere Mode bewegt sich im oberen Preissegment», sagt Willy. Bis sich ein solch hoher Standard auch bei den Billiganbietern durchsetzt, dürfte es noch dauern.